

psychoanalytischen Orthodoxie auf und fordert gleichzeitig Konsequenzen für eine andere Politik: „Eine Politik, nach der die Mutter alles ist, muß aufgegeben werden: Schon in der frühen Kindheit (bis zu drei Jahren) und der Vorschulzeit (von drei bis sechs Jahren) muß der Vater einen Platz finden, seinen Platz“ (155).

Ein großes Verdienst des Buches ist, daß der Autor die Ergebnisse einer Vielzahl neuer internationaler Studien neben seinen eigenen Forschungsergebnissen lesbar zusammenträgt. Diese Studien wären dem interessierten Laien ansonsten kaum zugänglich. Die Ergebnisse sind auf allen Ebenen eindeutig: Der Vater kann auf alle Aspekte der Persönlichkeit des Kindes einen positiven Einfluß ausüben nicht nur auf die geschlechtliche Identität oder das moralische Empfinden, und zwar in jedem Lebensalter – nicht erst, wenn es Richtung Pubertät geht.

Als Öffnung zur Welt hat schon im frühesten Alter der aktive Vater einen wesentlichen Einfluß auf die Sozialisation des Kindes. Als eine Art „Abschußrampe“ spielt er eine wichtige Rolle in der Bekräftigung des Ich unter Gleichen. Das Abenteuer und die Herausforderungen, die der Vater an das Kind stellt, stärken sein Durchsetzungsvermögen und regen es zur Lösung von Problemen an. Ebenso haben Untersuchungen gezeigt, daß die Art des Spiels der Väter die Anerkennung von Regeln und den Respekt vor dem Gegner bei den Kindern steigert. Anregend ist auch der sprachliche Umgang der Väter mit den Kindern, ihr präziseres Vokabular, ihre manchmal gespielte „Schwerhörigkeit“ und der direktivere Stil, mit dem Väter öfter als Mütter zu bestimmten Handlungen auffordern. Die allergrößte soziale Kompetenz hat sich bei jenen Kindern gezeigt, die zu beiden Elternteilen eine sichere Bindung haben und bei denen sich der Vater schon früh engagiert hat.

Ein weiteres Ergebnis ist interessant und wichtig: Der Einfluß des Vaters ist um so fruchtbarer, je mehr er sich von dem der Mutter unterscheidet. Das Kind braucht nicht zwei Mütter oder einen Vater, der versucht die noch bessere Mutter zu sein. Der Vater darf seine Männlichkeit nicht verbergen. Väterlichkeit soll auch keine gezielte Gefühlsmasche sein. Es braucht den Vater als Mann, präsent und greifbar und mit

Haut und Haar. Das Kind, macht Jean Le Camus klar, braucht ihn mit seiner Existenz, d. h. die Funktion des Vaters hat sehr viel mit seinem „Tun“ (Existenz) zu tun und nicht nur mit seinem „Sein“ (170). Es braucht aktive Väter, die dabei mehr tun, als nur die Mutter imitieren.

Das Buch von Jean Le Camus ist weniger ein Ratgeber für Väter als vielmehr ein wichtiges Buch für alle Erzieherinnen und Erzieher. Vor allem sollten es jene gelesen haben, die familien- und gesellschafts- und wirtschaftspolitische Verantwortung tragen. Die Position des Autors ist eindeutig. Im letzten Kapitel bezieht er auch klar Stellung: „Sich mit der Abwesenheit der Väter auseinandersetzen, ihre Gegenwart aufwerten und befürworten: Das müßten die zentralen Begriffe einer realistischen, konstruktiven Familienpolitik sein, die auch zum Aufbau und der Aufrechterhaltung der Beziehung zwischen Vater und Kind beitragen kann.“ (148). Auch wenn die Parität der Geschlechter in der Vorschulerziehung ein noch ebenso frommer Wunsch ist wie die Parität der Geschlechter im Parlament, so wird nach der Lektüre deutlich, wie wichtig es ist, daß die Väter wieder ins Spiel kommen.

Markus Hofer

DU BOIS, Reinmar: *Jugendkrisen. Erkennen – verstehen – helfen*. München: Beck 2000. 221 S. (Beck'sche Reihe. 1311.) Br. 19,90.

In seinem Buch mit dem etwas irreführenden Titel „Jugendkrisen“ beschreibt Reinmar du Bois nicht die alltäglichen Probleme Jugendlicher, mit denen Eltern und Pädagogen tagtäglich konfrontiert werden, sondern extreme Krisen und Krankheitsbilder, die ihm in seiner jugendpsychiatrischen Klinik begegnen. Zur Sprache kommen Hyperaktivität, Verhaltensstörungen, Autismus, sexueller Mißbrauch, Magersucht, körperliche Funktionsstörungen durch Somatisierung („Einbildungskrankheiten“), Depression, Gewalt gegen Eltern („Parent Battering“), Zwangsneurosen und Bulimie. Diese Krankheiten und Krisen sind jedoch so anschaulich beschrieben, daß das gut lesbare Taschenbuch allen empfohlen werden kann, die mit Jugendlichen in solchen Situationen zu tun haben.

Im Dreischritt („erkennen – verstehen – helfen“) schildert der Autor Einzelfälle, interpretiert diese und gibt dann praktische Hilfestellungen. Bei der Frage nach der Krankheitsursache wird vorsichtig zwischen organischen und umweltbezogenen Einflüssen abgewogen: Ist die motorische Unruhe hyperaktiver Kinder durch verzögerte Entwicklung des Nervenzentrums bedingt oder durch häusliche Probleme entstanden? Gibt es eine Vererbung depressiver Anlagen oder trägt ein depressives Familienklima zur Suizidgefahr bei? Beim Autismus sieht der Autor genetische Faktoren als entscheidend an, während bei der Gewalt Jugendlicher gegen ihre Eltern soziale und seelische Schwächen auf beiden Seiten diagnostiziert werden: Vieles deute daraufhin, „daß häufig sozial schwache und lebensuntüchtige Eltern und deren Kinder aneinandergeraten, vor allem aber Eltern und Kinder mit Kontaktstörungen“ (169).

Die Verbreitung des sexuellen Mißbrauchs werde nach wie vor unterschätzt. Du Bois beruft sich – leider ohne Quellenangabe – auf Untersuchungen, nach denen „bis zu 67 Prozent der Bevölkerung betroffen sein könnten. Die geringsten Annahmen bewegen sich bei 15 Prozent“ (81). Daß es immer wieder zu grotesken Überreaktionen kommt, erklärt er damit, daß viele Gesprächspartner selber in irgendeiner Weise betroffen seien.

Es erstaunt, daß der Drogengebrauch Jugendlicher nicht thematisiert wird. Von der Gewalttätigkeit Jugendlicher gegen ihre Eltern abgesehen, wird auch auf die Gewaltbereitschaft Jugendlicher – zum Beispiel gegen Außenseiter wie Ausländer, Obdachlose, Behinderte und Homosexuelle – nicht eingegangen. Wahrscheinlich liegt die Begrenzung darin begründet, dass diese Probleme in der jugendpsychiatrischen Praxis weniger vorkommen. Wenn du Bois seinen individualpsychologischen Blickwinkel verläßt und aus sozialpsychologischer Perspektive über die Jugendphase und über Jugendkulturen nachdenkt, entwickelt er interessante, wenn auch manchmal etwas pauschale Ideen. Er sieht in der Jugendzeit die Aufgabe, „aus der Familie heraus- und in eine neue Heimat hineinzuwachsen. Soziale Eingliederung ist die zu lösende Aufgabe“ (19). Die Gesellschaft, in die

die Jugendlichen geschickt werden, erweise sich jedoch als unwirtlich, und „Rituale, die den Aufbruch aus der Familie in die „Welt“ gestalten, haben ... ihre Ausstrahlung verloren“ (219). Die nicht näher eingegrenzten Jugendkulturen bezeichnet er – ohne zu differenzieren – als Gruppen, in denen sich vorwiegend kontakt- und bindungsschwache Jugendliche zusammenfinden (vgl. 157). Der rasche Wechsel der Moden – „jeden Tag eine andere Haarfarbe, jeden Tag andere Augen, jeden Tag ein anderes Ich“ (160 f.) – deutet er so, daß Jugendliche ihre Zukunftsprobleme häppchenweise probieren.

Die Gesellschaft mit ihrem proklamierten Ideal der Ungebundenheit und des hemmungslosen Konsums kann krank machen. Darauf weist du Bois, wenn er Magersucht und Bulimie als Krankheiten der Überflußgesellschaften kennzeichnet, die es in den ärmeren Ländern des Südens so nicht gibt. Die Grenzen zwischen sozialen und seelischen Störungen sind bei Jugendlichen nicht klar zu ziehen (vgl. 177). Den Schlüssel für ein Gelingen der Jugendphase sieht du Bois in dem Eingehen neuer, lohnenswerter Bindungen. Dies wird in der globalisierten Welt nicht leichtgemacht: Ein Kind soll sich zuerst an einzelne Personen binden und dann als Erwachsener ein Höchstmaß an Ungebundenheit ertragen: „Erst ist es das Wichtigste, abhängig zu sein, dann ist es das Wichtigste, unabhängig zu sein. Wie kommt das Kind aus dem einen Bild heraus und in das andere Bild hinein?“ (220)

Du Bois plädiert für neue Bindungen und für das Einüben des Alltags, denn der „Alltag ist das Gebundensein, und das ist der wichtigste und außerordentlich beruhigende Bestandteil des normalen Lebens“ (221). Im Schlußkapitel formuliert er: „Wir wünschen der heutigen Jugend also, daß sie beim Weg aus ihrer jetzigen Lebensphase heraus und in die nächste hinein etwas vorfindet, an das zu binden es sich lohnt. Jede Gesellschaft hat zunächst eine Bringschuld. Sie muß Bindungen anbieten. Sie muß es wert sein, daß man sich an sie bindet“ (222). Wie diese lohnenswerten Bindungsangebote aussehen sollten, das ist nicht mehr eine Frage der Jugendpsychiatrie; da sind dann Pädagogen, Politiker und auch Seelsorger gefragt.

Josef Freise